

Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises im Südwesten

22. Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte

Bern, 3. Mai 2013

Vortrag im Konstanzer Kolloquium, Bern 3. Mai 2013

Betreuung: Prof. Dr. Birgit Studt, Prof. Dr. Felix Heinzer, PD Dr. Jörg Schwarz

Referentin: Katharina Jeckel

Katharina Jeckel, M. A. (Freiburg i. Br.), Das Nördlinger Gesandtschaftswesen im 15. Jahrhundert aus der Perspektive der Gesandtenberichte.

Für die städtische Außen- und Informationspolitik waren die Ratsgesandten von essentieller Bedeutung. Sie vertraten die Überzeugungen ihres Rates nach außen hin und repräsentierten diesen auf vielfältigen Foren der Reichspolitik. Dabei waren sie einerseits die Bindeglieder in der Kommunikation zwischen ihrem Rat und dem Zielpunkt ihrer Gesandtschaft, also dem Kaiser, den Fürsten oder den Räten anderer Städte, andererseits jedoch auch die Akteure. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum engsten Kreis der städtischen Führungsschicht beeinflussten sie durch ihr außenpolitisches Auftreten und der Dokumentation desselben in den Gesandtschaftsberichten auch die innerurbanen Strukturen. Eine funktionierende Informationspolitik stärkte den Zusammenhalt der Stadt im Innern, ihr Selbstbewusstsein und damit auch die Institution des Rates.

Als Untersuchungsbeispiel wurde aufgrund der günstigen Überlieferungssituation, der Bedeutung im Gefüge des spätmittelalterlichen Reiches und der überschaubaren Größe die Stadt Nördlingen ausgewählt. Nördlingen gehörte mit seinen 6-8.000 Einwohnern im Spätmittelalter zu den mittelgroßen Städten Schwabens und kann auch aufgrund seiner politischen Vernetzung als Subzentrum in dieser Region angesehen werden. Die Hauptquelle der Untersuchung sind die Gesandtschaftsberichte. Bei diesen Schreiben handelt es sich meist um Zwischenberichte und selten um Schlussrelationen, welche die Gesandten an ihren Rat übermitteln ließen, um über den aktuellen Status ihres Auftrags Auskunft zu geben.

Die Ratsgesandten Nördlingens lassen sich in zwei Typen von Wissensträgern untergliedern: Ein Ratsherr aus der Obersicht zeichnete sich neben den Kriterien Ehre, Reichtum, Prestige und Abkömmlichkeit vor allem durch familienintern weitergegebenes Wissen über den Rat und die Gesandtschaftstätigkeit aus. Ein aus dem Zunftrat in den Alten Rat aufgestiegener Ratsherr war ebenso von seinem Handwerk abkömmlich und genoss in der Stadt hohes Ansehen. Für eine Gesandtschaft waren jedoch seine Handelsbeziehungen zu anderen Städten und die Kenntnisse der Strukturen auf wirtschaftlicher Ebene von großer Bedeutung. Für die Vermischung dieser alten und neuen Wissensart innerhalb des Rates sorgte seit Mitte des 15. Jahrhunderts die gezielte Zusammensetzung der Gesandtschaften, die meist aus einem ratserfahrenen und einem noch unerfahrenen Ratsherrn bestand. In einem solchen Tandem wurde nicht nur die typische Arbeitsweise erlernt, sondern auch bereits bestehenden Kontakte weitergegeben.

Diese Entwicklung verläuft parallel zur zunehmenden Spezialisierung im Nördlinger Gesandtenwesen. Wurden zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch möglichst viele Ratsherren auf auswärtige Missionen geschickt, reduzierte sich im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts der Kreis der Gesandten auf einige Wenige, die sich auf bestimmte Einsatzgebiete spezialisiert hatten.

Nicht zuletzt ist der Prozess auch auf der Schriftebene zu erkennen: Die Nördlinger Gesandtschaftsberichte sind zu Beginn der Überlieferung im Jahr 1410 wenig formalisiert und meist knapp gehalten. Im Laufe der Zeit werden sie jedoch immer ausgefeilter und umfänglicher. Es entwickeln sich implizite Briefregeln und ein Repertoire sowohl an Briefbestandteilen als auch an Formulierungen und Wortfeldern. Der Briefaufbau verfestigte sich im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts, konnte jedoch weiterhin variiert werden und war stark vom Adressaten abhängig: Je nachdem, ob es sich dabei um die Ratskollegen, den Bürgermeister, Freunde oder Familienmitglieder handelte, unterschied sich der Grad der Förmlichkeit und Formelhaftigkeit.

Die Textebene ist durch die diplomatischen Merkmale natürlich nicht umfassend beschrieben. Vielmehr erweist sich diese als eine weitere Handlungsebene: Die Gesandten übermitteln nicht nur Informationen, sondern nutzen auch die Schriftebene für Selbstinszenierung und Demonstration von exklusivem, zukunftsgerichtetem Wissen.

Sophie Caflisch, Lic. phil. (Zürich): Training, Tugend, Theorie: Spiel in der mittelalterlichen Bildungslandschaft.

Zahlreiche Spielverbote in Universitätsstatuten und im kanonischen Recht spiegeln sowohl den schlechten Ruf des Spiels im Mittelalter als auch dessen ungebrochene Beliebtheit. Möglicherweise haben sie auch dazu geführt, dass die vielfältige Nutzung des pädagogischen Potentials von Spielen bisher nur am Rande zum Gegenstand der mediävistischen Forschung geworden ist (Perret, 2008, Schädler, 2013).

Ausgehend von der These, dass im kirchlich-theologischen Diskurs eine kontextabhängige, ambivalente Haltung in Bezug auf das Spiel festzustellen ist, soll im vorgestellten Dissertationsprojekt eine Zusammenschau der Spiel-Unterrichtspraxis und der damit verbundenen Normen und Bedeutungszuschreibungen vorgenommen werden. Räumlich und zeitlich soll sich die Studie auf das lateinische Europa vom 12. bis zum 15. Jahrhundert beziehen. Als Quellengrundlage dienen pädagogische Texte wie Fürstenspiegel und humanistische Erziehungskompendien, Spielbeschreibungen sowie Romane und Gedichte der höfischen Literatur, die im Sinne von Joachim Bumke als Abbild des gesellschaftlich Denkbaren betrachtet werden. Es werden nur edierte Werke berücksichtigt.

Der Referatstitel „Training, Tugend, Theorie“ verweist auf das vorgesehene Darstellungsprinzip, das in Anlehnung an Aegidius Romanus' aristotelisch geprägte Dreiteilung der Bildung hinsichtlich des *corpus*, der *voluntas* und des *intellectus* entworfen wurde. Entsprechend wurden die im Referat vorgestellten Beispiele ausgewählt. Erstens wurde die Bezeichnung des Ballspiels als *ludus et liberalis et honestus* und als gesundheitsförderndes Element der Erziehung diskutiert. (Aegidius Romanus, *Mapheus Vegius*). Zweitens wurde das Schachspiel als Teil der höfischen Erziehung und als Tugend im Sinne der sozialen Distinktion thematisiert (Alfonso X., *Marie de France*). Drittens wurde ein didaktisches Kartenspiel (*Mathias Ringmann*) vorgestellt, das etliche Grundpfeiler des mittelalterlichen Grammatikunterrichts umsetzt, namentlich die Verwendung von Donats *Ars minor* als Lehrbuch sowie die Lerntechniken der *Ars memorativa* und der „parsing grammar“, wie sie bereits von Priscian angewandt wurde.

Susanne Härtel, M. A. (Universität Konstanz), Die Alltäglichkeit des Daseins. Jüdische Friedhöfe im mittelalterlichen Reich.

Jüdische Friedhöfe prägten über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg das Bild der Städte im mittelalterlichen Reich: Großflächig und durch die Grabsteine mit ihren hebräischen Inschriften weithin sichtbar manifestierte sich hier dauerhaft eine jüdische Präsenz. Angesichts der Dominanz einer historiographischen Tradition, deren besonderes Augenmerk Phasen der Verfolgung und Vertreibung von Juden galt, lässt die Permanenz dieser Orte erstaunen und nach ihren Gründen fragen. Wie ist die Beständigkeit gerade derjenigen Stätten zu erklären, an denen die religiöse Differenz augenfällig und handgreiflich zu erkennen gewesen sein muss? Und welche Einsichten lassen sich gewinnen, wenn der Historiker Friedhofsorte und somit für die Identität von Gruppen zentrale lokale Bezugsgrößen zum Gegenstand der Forschung macht?

Da der lokale Fokus eine Ausrichtung auf eine privilegierte Leitüberlieferung unmöglich macht, gelangt ein heterogenes und fragmentarisches Quellencorpus in den Blick, in dem sich die stets plurale Erfahrung von Wirklichkeit spiegelt. Dabei bedarf es besonderer methodischer Zugriffe, um die Quellen innerhalb ihrer zeitgenössischen Kontexte zu situieren. Im Vortrag greife ich vergleichend auf Material aus fünf Friedhofsorten zurück, die ich in meinem Dissertationsprojekt untersuche: die Überlieferungen Dortmunds, Magdeburgs, Regensburgs, Speyers und Zürichs. Anhand dreier Zugriffe konzentriere ich mich auf die Teilfrage, welchen Stellenwert die jüdischen Gräberstätten im Aufmerksamkeitshorizont von Christen einnahmen. So belegt erstens der semantische Zugriff die Selbstverständlichkeit, mit der man die jüdischen Bestattungsplätze über ein Rechtsverhältnis nicht anders als die christlichen Stätten verstand – in der lateinischen Terminologie ebenso wie in den regional üblichen volkssprachlichen Begrifflichkeiten. Der materiale Zugriff offenbart zweitens, dass sich die jüdische Sepulkralarchitektur unverkennbar von derjenigen ihrer christlichen Umwelt abhob, aber dennoch vermutlich kaum besondere Blicke auf sich gezogen haben dürfte: Zwar unterschieden sich die Stelen, mit denen das einzelne Grab gekennzeichnet wurde, deutlich von den damaligen christlichen Monumenten. Doch finden sich Aussagen über die entsprechenden Markierungsformen durch nichtjüdische Beobachter erst in Zeiten der zwangsweise erfolgten Auflösungen der Friedhöfe. Sie deuten darauf hin, dass es der Entfernung der Grabmale aus ihrem ursprünglichen Verwendungszusammenhang bedurfte, um sie in ihrer Sonderheit überhaupt zu bemerken und einen aufmerksamen Blick auf diese nun fremden Überreste einer einst vertrauten Praxis zu ermöglichen. Drittens schließlich erweist sich der praxeologische Befund, das bisherige Ergebnis der Suche nach Handlungen, die sich gezielt gegen die Friedhöfe der Juden richteten, als eher dürftig. Ein entsprechendes Verhalten scheint nicht den zeitgenössischen Normen entsprochen zu haben. Im vorgestellten Fall einer Schändung der Zürcher Begräbnisstätte im Jahre 1426 gelangten in der überlieferten Zeugenaussage nicht nur unterschiedliche Stimmen betreffend den Vorfall zur Sprache, sondern vor allem ahndete der Rat das Vergehen *ex officio*, begriff das Delikt somit als Verletzung der städtischen Ordnung und verurteilte die Übeltäter.

Die Betrachtung der jüdischen Friedhöfe über den Einblick in zeitgenössische Aufmerksamkeitsregime scheint insgesamt nahe zu legen, dass in den jüdisch-christlichen Beziehungen über lange Zeiträume die religiöse Differenz zwar präsent, jedoch unspektakulär und in diesem Sinne alltäglich war. Die Analyse dieser prominenten jüdischen Stätten in der *longue durée* mag einen Beitrag dazu leisten, das „paradox of persecution and survival“ (Jonathan M. Elukin) der Minderheit besser zu verstehen.